

UNTER DER OBHUT DER GESELLSCHAFT JESU

Diese Blätter haben den Zweck, Wissen und Kultur zu vermitteln, Schönheit und Erbauung zu bieten. Sie möchten also nicht vernarbte Wunden aufreissen. Die Geschichte der Reformation und Gegenreformation, besonders in einem abgegrenzten Gebiet, werden Protestanten und Katholiken diametral verschieden auffassen: Durchringen zum reinen Evangelium und gewaltsame Behinderung, Verderbnis durch fremde Ein-

dringlinge und pflichtgemäße Wiederherstellung der alten Ordnung, nach dem Grundsatz, dem gerade der Protestantismus seine rasche Verbreitung dankte: Cujus regio, ejus et religio. Der Landesfürst bestimmt auch die Konfession seiner Untertanen. Nach diesem Prinzip haben Karl II. und Ferdinand II. gehandelt — um kein Haar schroffer und hartherziger als etwa die Gebieter von Sachsen oder Preußen, welch letzterer katholische Wallfahrten unter Todesstrafe verbot.



Abb. 16. P. Blysssem, der erste Rektor

Die enge Verbindung, ja Verstrickung der Stadtpfarrgeistlichkeit mit Landeshauptmannschaft,

Landständen und Stadtgemeinde hatte beinah zwangsläufig zur Folge, daß die neue Lehre, verkündigt durch ein wahres Trommelfeuer von Traktaten und Predigten eingesessener Prädikanten, gerade dort zuerst Fuß faßte, wo sie am nachhaltigsten hätte abgewehrt werden sollen. Bischof

Dr. Leopold Schuster bringt in seinem „Martin Brenner“ alarmierende Einzelheiten: „Kaplan Pro-

kopius und sein Geselle Jörg hatten in der Stadtpfarrkirche St. Gilgen im lutherischen Sinne zu predigen begonnen, und als der Stadtpfarrer ihnen die Kirche verbot, in Privathäusern und endlich im Schlosse ihre Kanzel aufgeschlagen. Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein, Bürgermeister Arbatter, Altbürgermeister Harrer und die Mehrzahl der Stadträte schützten die Prediger und förderten die Neuerungen. Die Visitationskommission unter Führung des Kardinalerzbischofs Lang von Salzburg zitierte und überführte die Vikare, kündigte sie, ließ sie inkarzerieren. Aber der Landeshauptmann ließ sie frei und nahm sie auf sein Schloß.“ Landeshauptmann Hans von Ungnad trieb es noch ärger und herausfordernder. In anderen Kirchen stand es nicht viel besser. An der Leechkirche predigte ein abgefallener Priester, in den Klöstern ordensentwurzelte Mönche — beinah noch schlimmer stand es in den Landstädten, weil dort adelige Patronatsherren noch rücksichtsloser ihren Einfluß ausübten. Es lag auf der Hand, daß vom einheimischen, landständehörigen Klerus eine religiöse Erneuerung in angestammt

katholischem Sinne nicht zu erwarten war. Zudem mußten die Erzherzoge Ferdinand I. und Karl II. die Erfahrung machen, daß Adel und Landstädte ihre Mitwirkung an der Abwehr der Türkeneinfälle immer eindeutiger von der Gewährung von Zugeständnissen im lutherischen Sinne abhängig machten. Der Kampf für die Rekatholisierung des Landes erschien ihnen also als ein Ringen um die Freiheit und Selbständigkeit des Reiches.

So faßte K a r l II. den Beschluß, in Graz den Jesuitenorden einzuführen. In diesem Vorhaben wurde er vor allem bestärkt von seiner frommen, hochgesinnten und energischen Gemahlin Maria von Bayern, die er 1571 heimgeführt hatte. Ihr Vater Albrecht V. hatte den Orden 1559 nach München berufen, ihr Bruder Wilhelm V. 1583 ihnen „den gewaltigsten Kirchenbau auf deutschem Boden errichtet“. Der erste Jesuit, der ins Land kam, war P. Stephan Rimel als Fastenprediger. Der Rektor des Wiener Kollegs hatte ihn auf Ersuchen des Erzherzogs März 1570 entsendet. Der Erfolg war so ermutigend, daß schon mit Rimel die Gründung eines Grazer Kollegs verabredet wurde. Rimel ward Beichtvater des Erzherzogs und der Erzherzogin, starb aber bereits ein Jahr später in Rein. 1573 trafen fünf Priester, fünf Scholastiker und zwei Laienbrüder aus Wien ein und gründeten eine Schule mit drei Klassen. Der Stadtrat verbot zwar, den Jesuitenschülern Quartier zu geben, die Landstände verlangten die Austreibung der Jesuiten, setzten das Anhören ihrer Predigten unter Strafe. Vergeblich. Schüler von auswärts meldeten sich in Massen. 1574 trat P. Heinrich B l y s s e m (Abb. 16) aus Prag sein Amt als erster Grazer Rektor an. Klassen für Humanistik und Rhetorik wurden eröffnet. 1684 zählte das Kolleg 13 Priester, 16 Scholastiker, 10 Laienbrüder. Am 1. Jänner 1585 vollzog der Erzherzog den Ausbau des Gymnasiums zu einer regelrechten Universität, ein Jahr später wurde sie vom Papst Sixtus V. feierlich bestätigt.

Als Wohnung wurde den Neuankömmlingen der Stadtpfarrhof, als Gotteshaus die Hofkirche zum Hl. Ägydius vom Erzherzog zugewiesen. Das jus reformandi forderte also die empfindlichsten Opfer von der Grazer Ursprungspfarre. Die Pfarrgeistlichkeit übersiedelte nolens volens in Kloster und Kirche zum Hl. Blut, die jetzige Stadtpfarrkirche. Die Dominikaner, die beides erbaut hatten, mußten weichen und nach St. Andrä übersiedeln. Es muß gerechterweise festgestellt werden, daß es den Jesuiten alles eher als angenehm war, Mitbrüder aus ihren Wirkungsstätten und Wohnungen zu verdrängen. Der Jesuitengeneral Aquavia schrieb an den Provinzial in Wien und an den Rektor von Graz und mahnte zur Vorsicht, zur Geduld, zur Rücksichtnahme: „Wenn schon mit allen, so müssen wir doch ganz besonders mit den Dienern Gottes Frieden halten und uns nicht allein vor jeder Unbill, sondern auch schon vor dem Schein einer solchen durchaus hüten.“ Allein der Erzherzog, der päpstliche Nuntius, letzten Endes Rom selbst beschwichtigten die Hemmungen und drängten zur konsequenten Verfolgung der gefaßten Pläne. So wurde also der Pfarrhof in Besitz genommen, das Areal durch Widmungen Ferdinands, des Sohnes Karls, vergrößert und so Platz gemacht für ein mächtiges Gebäude, das Jesuitenkolleg, die Alte Universität, das jetzige Priesterhaus. (Abb. 17.)

„Wir geben ihnen also“, sagt die Stiftungsurkunde des Erzherzogs, „auf Grund der Intervention des Heiligen Apostolischen Stuhles domum parochialem huius nostrae civitatis Graecensis cum omnibus ejusdem aedificiis, structuris et habitationibus, das Pfarrhaus mit allen Gebäuden, Einrichtungen und Wohnungen, das wir auf unsere Kosten baldmöglichst ausbauen und herstellen“. Und was noch bedeutsamer: „Item ecclesiam parochialem St. A e g y d i i praedictae domui adjacentem unacum neccesariis ad cultum Dei decenter clenodiis et ornamentis, ebenso die besagtem Hause gegenüberliegende Pfarrkirche zum Hl. Ägydius mit allen zum Gottesdienste erforderlichen Kleinodien und Schmuckstücken.“

Das Opfer war groß, aber die Früchte für die gemeinsame Sache rechtfertigten es.

Wir müssen es uns versagen, ausführlich aufzuzeigen die großzügige Tätigkeit der Gesellschaft Jesu im Schulwesen, auf Missionen, in der Volkserziehung, in der Charitas, wie sie Dr. Duhr in seiner großangelegten Ordensgeschichte und Dr. Richard Peinlich in der Geschichte des Akademischen Gymnasiums, der Nachfolgerin des Jesuitengymnasiums, erzählen. Nur etliche Hinweise im Telegrammstil: In der alten Pfarrschule

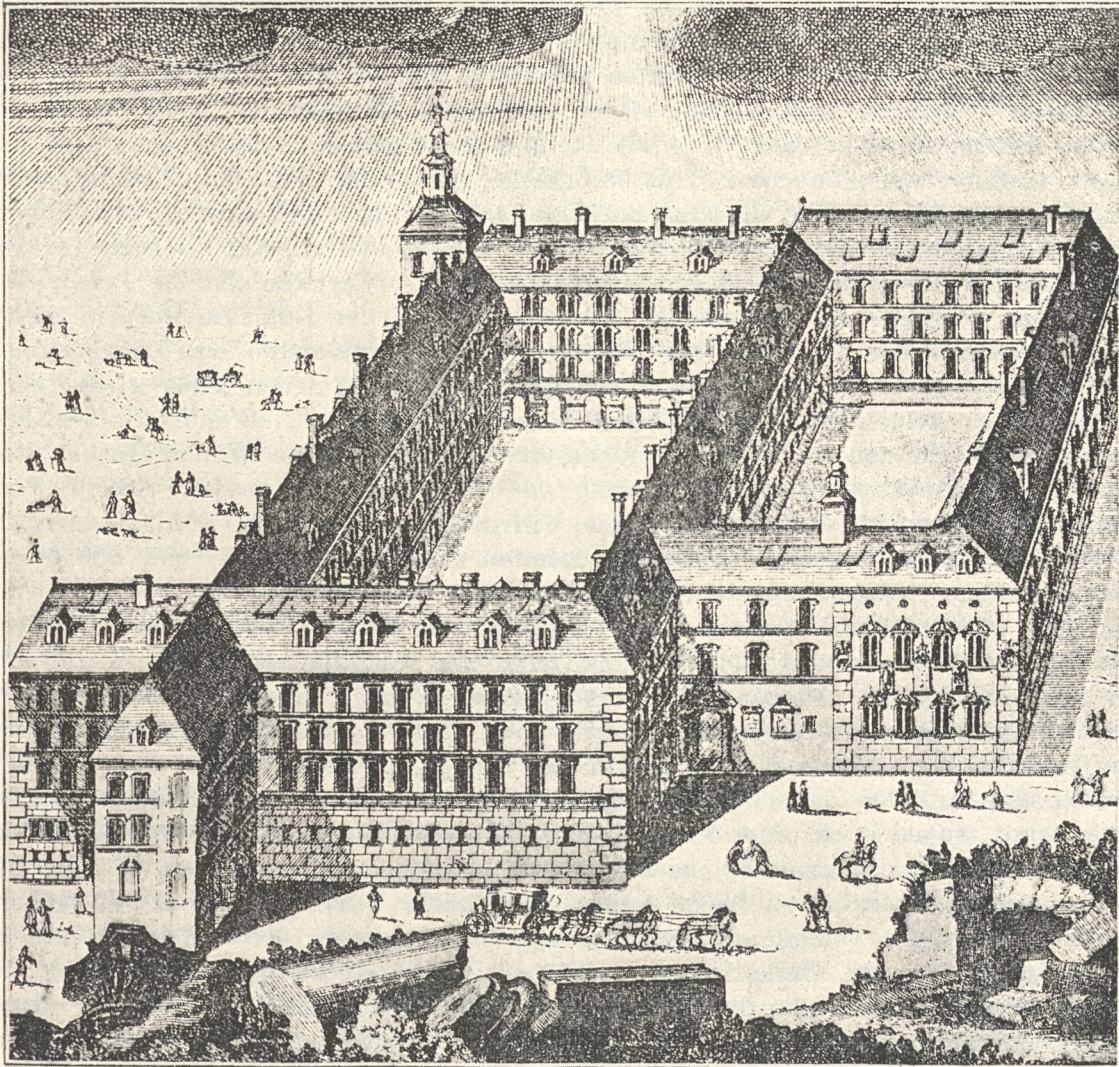


Abb. 17. Jesuitenkollegium und Universität

in der Färbergasse wurde ein Seminar für unbemittelte Schüler, später Ferdinandeum genannt, eingerichtet. In leidenschaftlichem Wettstreit mit der protestantischen Stiftsschule wurden Glaubensdispute abgeführt, deren Lorbeer selbst nach dem Eingeständnisse von Prädikanten den Jesuiten zufiel. Papst Gregor XIII. errichtete im Rahmen des Kollegs ein Päpstliches Alumnat, das er zeitlebens aus eigenen Mitteln bestritt. Die Mittel- und Hochschüler der Jesuiten veranstalteten sensationelle Theateraufführungen, bei denen Erzherzoge selbst mitwirkten. Die Kosten für die Aufführung „Wilhelm von Aquitanien“, 1612 beliefen sich nach Krones auf nicht weniger als 5000 fl. 1640 wurde zu Ehren der Wohltäter des Ordens ein „Elias“ aufgeführt. Der 155 Fuß breite Hof des Kollegiums wurde bis zum Dach hinauf zu einer Doppelbühne umgestaltet. Da

„sah man einen lebendigen Raben, der mit Brot im Schnabel von der Höhe des Kollegiums in die Höhle des Elias auf der unteren Bühne flog, da wurde der Königssohn Ozo-chias von den Zinnen der Burg herabgestürzt mit solcher Täuschung, daß man anfangs glaubte, es sei wirklich ein Unglück geschehen. Nicht minder täuschend war der Sturz der Jezabel und die Zerfleischung ihres Leichnams durch die Hunde . . .“ (Peinlich).

Aber nicht bloß zur Befriedigung profaner Schaulust, auch zu patriotischen Feiern, zu religiöser Belehrung und Erbauung wurden heute unvorstellbar gewaltige Zurüstungen getroffen. Zumal zu Ehren Ferdinands II., des Erzherzogs Sohn, der sich 1586 als erster in das Matrikelbuch der Jesuiten-Universität eingetragen hatte. Als er von der Universität Tübingen zurückkehrte, als er 1600 seine Hochzeit mit Anna Maria von Bayern feierte, als er im Jahre 1614, als der Bau des Mausoleums begonnen wurde, von einer Fürstenversammlung nach Graz zurückkam, bereiteten ihm die „Kommilitonen“ prunkvolle Empfänge. Alles übertraf die Huldigung, die ihm zuteil ward, als er 1617 nach seiner Krönung zum König von Böhmen wieder in Graz eintraf: Am Eisernen Tor war ein dreifacher Triumphbogen errichtet, am Hauptplatz erwarteten ihn die Personifikationen der Weltteile auf beweglichen Schaubühnen. In der Hofgasse standen sieben Ehrenbogen mit den Gestalten der Planeten, vor der Universität ein Triumphbogen, 70 Fuß hoch, darüber „stiegen drei Stockwerke empor, von denen jedes wieder einen Triumphbogen bildete. Auf der höchsten Zinne des Bauwerkes thronte die Weisheit, umgeben von Statuen im Königsschmucke, die ihr mit emporgehobenen Händen Kronen entgegenstreckten.“ Zur Unterstützung der Volkskatechese zogen riesige Fahrbühnen mit lebenden Bildern, darstellend Christi Leben, Leiden und Sterben, durch die Stadt. Nach dem Kalvarienberg, den die Jesuiten anlegten, zogen einmal 200 Bürger und Studenten, riesige Kreuze auf den Schultern.

Doch nicht bloß auf den Höhen der Wissenschaft stellten Jesuiten und Jesuitenschüler ihren Mann, sondern auch in den Tiefen des menschlichen Elends. Nicht bloß die in allen Klöstern üblichen Armenauspeisungen wurden regelmäßig vorgenommen, die Studenten, zumeist Adelige, wurden von ihren Professoren angehalten, milde Gaben von Haus zu Haus einzusammeln und in den Elendsquartieren auszuteilen. Türken-einfälle sorgten dafür, daß der organisierten Charitas ein weites Feld der Betätigung bereitet ward. Zumal auch unter Kranken und verwundeten Soldaten. „Viele lagen“, erzählt Peinlich vom Jahre 1664, „in Viehställen und Scheunen mit offenen Wunden und Beulen, und aus Mangel an Pflege waren die Wunden brandig und voll Würmer geworden. Ungeziefer, Hunger und Durst verzehrten die Armen. Da traten die Jesuiten als Helfer in der Not ein. Ohne Scheu vor Mühsal und Ansteckung übernahmen sie den Krankendienst . . . Sie legten die Schwachen, welche nicht gehen konnten, auf eigens gemietete Wagen und führten sie in die zum Spital bestimmten zwei großen Lazarethe. Sie reichten ihnen die Speisen, gaben dieselben den Armen ein, reinigten die eiternden Wunden, verbanden sie, wechselten ihnen die vom Ungeziefer belebte Wäsche, reichten die Arznei und pflegten jeden, wie eine Mutter ihr Kind.“

Ihre Hilfsbereitschaft und Seelenstärke bezeugten die Ordensbrüder des Leprapostels Franz Xaver in heroischem Ausmaß in den immer wiederkehrenden Tagen der Pest. Ein Beispiel für viele: Von 20 Jesuiten, die 1634 im Kollegium verblieben, starben binnen 14 Tagen 15 Mann. Darunter der Graf von Thanhausen, der von Ferdinand II. bei seiner Promotion zum Doktor der Philosophie eine goldene Ehrenkette erhalten hatte. Freiwillig war er im Hause verblieben; von der Seuche erfaßt, wünschte er ins Pestlazareth der armen Leute gebracht zu werden und starb dort im Alter von 26 Jahren. Am selben Tag starb noch ein Theologe, ein Grammatikprofessor und ein Krankenwärter aus der Gesellschaft. Tags zuvor starben gleichfalls an der Pest ein Küchendiener und ein Schoastiker, 24 Jahre alt, sechs Tage später ein Apotheker, ein Laienbruder und

ein Theologe, elf Tage später ein Krankenwärter und ein Humanitätsprofessor; trotzdem flohen die Überlebenden nicht, sondern meldeten sich freiwillig zur Krankenpflege und zum sicheren Tod.

Doch nun zurück zum eigentlichen Thema. Die Ägydiuskirche war, wie alle Gotteshäuser der Stadt, in den Jahren der Reformationswirren alles eher als repräsentabel. Bei der bischöflichen Visitation 1545 wurde festgestellt: „Dieses Gotteshaus ist auch in der Dachung baufällig, so mit großen Unkosten zu machen von nöthen ist.“ Das einst recht ansehnliche Amtseinkommen sei recht „kleinschatzig“ geworden, das Kirchengefälle allein hätte früher von sechs Benefiziaten drei ernährt, jetzt müsse sie die Pfarrvorsteherung selber erhalten... Mit Feuereifer machten sich die Jesuiten an die Verschönerung der Ordenskirche, willig und opfermütig steuerten die Gläubigen, zumal der langsam wieder katholisch gewordene Adel, erfreut über das rege religiöse Leben, ihr Scherflein bei. Allen voran Erzherzog Ferdinand, der 1595 dem Kollegium 1000 Dukaten schenkte, wovon 2000 Gulden zum Schmucke des Hochaltars verausgabt wurden, und Ferdinands Mutter, die fromme Witwe Karls II., die 1602 einen reich vergoldeten Hochaltar errichten ließ.

Bald folgten andere Altäre, denn nach P. J. Macher, S.J., waren sie, als sie in die Obhut der Gesellschaft Jesu kamen, „dirutae, passim et sine ordine sparsae, verfallen und wahllos verstreut“. Und da eröffnete sich den großzügigen Kunst- und Wissenschaftsförderern ein weites Gebiet vielgestaltiger Umbauten und Neubauten. Wir Schwärmer für das Alte und Ursprüngliche bedauern heute vielleicht diese „Modernisierung“, wir sind vielleicht geneigt, den ganzen „Jesuitenbaustil“, der unbekümmert über Trümmer altehrwürdiger Bauformen und Baumäler hinwegstürmte, als einen vorbedachten und übermütigen Feldzug gegen die Gotik aufzufassen und zu — verdammen. In Einzelfällen dürfen wir ruhig sagen, wäre hie und da mehr Einfühlung in das Überlieferte und Bewährte am Platze gewesen; im Allgemeinen müssen wir, wenn wir zeitgeschichtlich denken, Graus beistimmen, wenn er 1872 im „Kirchenschmuck“ schreibt: „Andere wieder waren der Ansicht: Die Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst seien für ein Verderben eher und eine Schande zu erachten, weil sie die unverletzliche einheimische Kunstphase der Gotik zerstörten und ein malefiziös ausländisch-heidnisches Zwitterding zur Herrschaft brachten. In der Tat aber sind die Jesuiten am Absterben der Gotik gar nicht schuld, denn diese war schon in ihrer Übung im Beginn des 16. Jahrhunderts wie jedes menschliche Ding auf der Neige und merkwürdig ausgeartet dem gänzlichen Untergang unrettbar verfallen; was etwa noch einige Zeit das Leben hätte fristen können oder durch eine Reform lebensfähig aufs Neue gewesen wäre, dem hat die Reformation in Deutschland und ihre blutigen Folgen den Garaus gemacht — eine Sache, wofür man ebenfalls die Jesuiten nicht zahlbar machen kann.“

Wenn uns beim Gedanken an die bauliche „Wiedergeburt“ des Domes doch noch immer eine gewisse Wehmut um die zurückgedrängte Gotik beschleichen will, die religiöse Erneuerung in der Ägydenkirche und in Graz müssen wir dankbarst und respektvollst zur Kenntnis nehmen: Zwei Jahre nach dem Einzug der Jesuiten konnte wieder eine Fronleichnamsprozession gehalten werden, die zwanzig Jahre aus Mangel an bekenntnisfreudigen Katholiken unterblieben war. Zwanzig Gläubige waren 1569 noch zum Tisch des Herrn gegangen, 1575 waren es bereits wieder 500. Vom Jahre 1649 lesen wir in Duhr: „In Graz waren an gewöhnlichen Sonntagen 14, an größeren Festtagen 20 — Beichtväter. Während der Woche kommunizierten 40, an Sonntagen 500, an den hohen Festtagen 2000.“ In demselben Jahre bestanden in der Murstadt sechs Kongregationen: Für Verheiratete (600 Mitglieder), für Junggesellen (180), für Theologen und Philosophen (400), für Rhetoriker und Humanisten (210), für Schüler der Syntax und

Grammatik (200 Mitglieder). Im letzten Jahrhundert ihres Bestehens gingen aus der Jesuiten-Universität, an der sieben österreichische Erzherzoge studiert und 6897 Studenten akademische Grade erlangt hatten, nebst vielen Bischöfen und Äbten vier Kardinäle und und acht — Märtyrer hervor.

Seelsorge und Hofkirche waren also in besten Händen, allein das Pfarramt war sozusagen obdachlos. Mathias Lathomus, der letzte Stadtpfarrer an der Ägydiuskirche, war 1572 gestorben. Sein Tod war mit einer der Gründe, die Intradation der Gesellschaft Jesu zu beschleunigen. Der Erzherzog hatte dem Erzbischof von Salzburg, dem die folgenschwere Neuerung erst nicht eben sympathisch war, versprechen müssen, entweder eine neue Stadtpfarrkirche zu bauen oder unter den bestehenden Gotteshäusern der Stadt ein passendes ausfindig zu machen. Die erstgenannte Alternative war nicht zu verwirklichen, da die zusammengeschrumpfte, verschüchterte Schar der Altgläubigen nicht einmal die vorhandenen Kirchen zufriedenstellend in Stand zu halten vermochte. Der zweiten standen leicht ausrechenbare Hindernisse entgegen. So verfiel man auf ein recht unzulängliches Interim. Man machte die kleine, unscheinbare Katharinenkapelle zur Pfarrkirche. Drei „Stadtpfarrer“ wirkten an ihr: Ulrich Lang, Urban Wollgradt und Andre Peyrer. Natürlich konnte St. Katharina einem würdigen Pfarrgottesdienst nicht Genüge leisten. Man hielt ihn also gelegentlich wieder in der Jesuitenkirche. Das ergab naturgemäß Reibungen, die auf die Dauer nicht tragbar waren. Ab und zu wurden die Pfarrfestlichkeiten in der nahen „Stiegenkirche“ begangen. Daraus entstand die Legende, die St. Pauluskirche wäre vor der Ägydiuskirche Pfarrkirche gewesen.

Erzherzog, Erzbischof und Stadtpfarrer Peyrer entschlossen sich für die Dominikanerkirche zum Hl. Blut. Am 30. April 1586 zog die Stadtpfarrgeistlichkeit in feierlicher Prozession in ihr neues Heim, am 1. Mai fand der erste Pfarrgottesdienst in der Hl. Blutkirche statt. Die Söhne des hl. Dominikus, die in den Jahren der Unsicherheit auf — drei Mann zusammengeschrumpft waren, waren schon 1585 in die Murvorstadt nach St. Andrä gewandert, wo bald wieder echt religiöses und monastisches Leben ihre Reihen auffüllte. In edlem Wetteifer verkündeten die Jünger des hl. Ignatius und des hl. Dominikus die wieder erstarkte Lehre der katholischen Väter.

Das Jesuitenkollegium ist räumlich eines der stattlichsten Gebäude der „Stadtkrone“, wie das Grazer Stadtmuseum den Karmeliterplatz und das Domviertel anschaulich nennt. Die vier Trakte haben eine Gesamtlänge von nicht weniger als 301 Meter. In vier Stockwerken ragen sie, innen von breitgewölbten Arkadenbogen gesäumt, mächtig zur Höhe. Der Größe des Baues entspricht seine kulturhistorische Bedeutung. Zwei Jahrhunderte lang wohnten hier die Jesuiten, deren Zahl 1615 120 Mann betrug. Nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu diente das Gebäude als Generalseminar, seither als fb. Priesterhaus. Sechs Generationen steirischer Seelsorger sind aus ihm hervorgegangen. Wer war sein Baumeister? Weder die vielbändige Ordensgeschichte von Duhr, noch die ausführlichen Darstellungen von Peinlich, Krones und Griessl, geben auf diese Frage Antwort. Wohl aber vier Briefe aus den Jahren 1587 bis 1591, die sich im Faszikel VI der 18 Stöße Jesuiten-Akten des fb. Ordinariatsarchives fanden. Er enthält „Strittigkhaitten“, zumeist über eine „Oxenhalt“ in Kindberg und einen „Weingart“ in Radkersburg. Dazwischen aber staken unansehnlich die vier kostbaren Dokumente. Mit Genugtuung lege ich ihren Inhalt der Öffentlichkeit erstmalig vor. Seite 1 des ersten Briefes vom 12. Juni 1587 bringe ich (Abb. 18) im Faksimile.

Vinzenz de Verda richtet ihm zufolge ein „hochnotwendiges unvermeidlichstes Anlangen, Bitten und Begehren“ an Erzherzog Karl, er möchte die „Herren Jesuiterer“ veranlassen, mit ihm, dem Supplikanten, „Raittung“ zu machen oder unparteiische Schiedsrichter ernennen, so am „fürstlichen Kollegii-Gebäu“ einen Lokal-

augenschein vornehmen, die Kostenverrechnung überprüfen und so den „Handel“ beenden sollten. Er habe nämlich durch P. Mirola vernommen, daß man ihn bezichtige, das „Collegy-gePey umb etlich tausent gulden betrogen“ zu haben; er habe aber erst insgesamt 3975 fl. bekommen, habe aber für „arbeit, die nit in mäss khumbt“, noch eine stattliche Restsumme zu fordern. Der zweite, undatierte Brief ist die Antwort des P. Rektors, das gemessene „Rescriptum admandatum Principis circa Supplicationem M. Vincentii muratoris“: Er sei der Berufung von schiedsrichterlichen Kommissären „durchaus nicht darwider“, sondern lasse sie sich „ursach halber wolgefallen“. Das dritte Dokument, das kulturhistorisch aufschlußreichste, datiert mit 12. Februar 1591, ist ein neuerlicher „beschwär brieff“, diesmal an die Erzherzogin-Witwe Maria. Aus ihm geht hervor: Zu Kommissären waren ernannt worden Herr Hans Georg von Traupiz, „gewester Landtsvitzomb in Steyer“ und der edelgestrenge Herr von Waseyo. Aber es wurde „damalls Nichts würkhliches Aussgericht“. Warum? Darauf gibt die vierte Epistel Auskunft, verfaßt am 14. März 1591 vom letztgenannten Schiedsrichter Waseyo: Die Kommission hatte schon seinerzeit dem Baumeister erklärt, seine Forderungen seien „vnbilich“, seine Abmessung der Klafter sei als „vortaillich vnd vngerecht“ befunden worden. Inzwischen sei Traupiz gestorben, Waseyo außer Lands gewesen, und da habe der pfiffige Italiener die Gelegenheit benützt und neuerliche Forderungen gestellt. Nach rechtem müsse er eher vom Empfangenen etwas zurückzahlen als Nachträge bekommen. Man wolle aber Noblesse walten lassen und „Ime zu ainer verehrung und ergetzlichkhait“ 60 bis 70 Taler ausfolgen.

Was hat Vinzenz de Verda gebaut? Von zweien seiner bedeutsamen Schöpfungen am Dom wird noch ausführlich zu reden sein; vom Kollegium hat er 1572 nach eigener Aussage „Fürnemblich“ zwei Trakte errichtet, die Stirnseite gegenüber der Hofkirche, die Langseite gegenüber der Hofgasse. Ob er später die beiden anderen Züge des Rechtecks aufgeführt hat, ist ungewiß, aber wahrscheinlich; die drei Trakte des eigentlichen Universitätsgebäudes, die sich hofgassenseitig anschlossen, wurden erst 1607 errichtet, da war Vinzenz wohl schon wieder in seiner Heimat Lugano.

Die Briefe sind nicht eigenhändige Originale, sondern Abschriften. Nr. 1, 2 und 4 stammen von derselben Hand, vielleicht der des Rektors, denn Nr. 2 ist augenscheinlich nur ein Konzept. Auch Alessandro de Verda, der Erbauer des Mausoleums in Seckau, hat fünf Jahre mit der Regierung — Prozeß geführt. Die allzu geschäftstüchtigen Verrechnungstaktiken werfen Schatten auf die Gestalten dieser rassigen Künstler, ihr literarischer Niederschlag aber höchstwillkommene Schlaglichter auf altherwürdige Renaissancebauten unserer Stadt, die überlang in scheinbar undurchdringlichem Dunkel lagen.

Ein Johann Antonius de Verda hat nach einem im Stadtpfarrarchiv befindlichen Brief vom 17. August 1580 „mit allem und höchsten Fleiss die Model gemacht“ für einen Umbau des Erzpriesterhauses in der Färbergasse, das später das Ferdinandum beherbergte. Auch einen dreiteiligen Kostenvoranschlag auf 2900 fl. Der des Deutschen scheinbar noch unkundige Baumeister unterschrieb das Dokument folgend: „Copia de li Conti per li modelli, quali ho fato per la fabbrica del R. Episcopo de Solsporch, Abschrift der Pläne, die ich machte für den Bau des Hauses für den H. Bischof von Salzburg hier zu Graz, in dem der Erzpriester von Steiermark wohnt.“ Ob er den Bau wirklich ausführte, ist fraglich, ja unwahrscheinlich. Denn laut einem Schreiben des Erzbischofs vom 22. August 1582 an den Erzpriester, hat dieser „ainen neuen Fürschlag“ eingereicht, den der Kirchenfürst wiederum „bedencklich“ fand.